Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 38

Artikel: Der Rekrut

Autor: Binz, Cajetan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641112

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

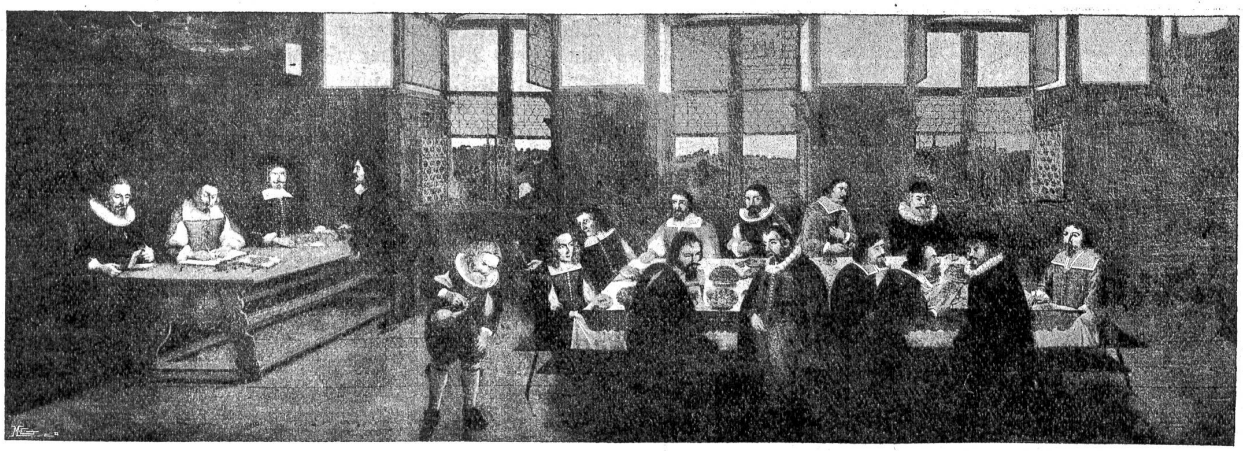
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die bernische Ohmgeldkammer. — Nach dem Oelgemälde von Joh. Dürer, Goldarbeiter in Nürnberg, im historischen Museum in Bern. Am Tische links sitzt J. S. v. Wattenwyl, „Umgeldner von Burgern 1661", rechts davon Joh. Müller, „Böspfenniger vo Burgere 1661".

geschah zu Pfingsten des Jahres 1641. Unter den Knienden befanden sich verschiedene Führer von 1653: Uli Galli von Eggiwil (oder Signau), Christen Zimmermann von Steffisburg.

Als nun der dreißigjährige Krieg 1648 zu Ende ging, brach die große Krisis über das Land. Es zeigte sich, daß der Staat ihr nicht gewachsen war. Er vermochte die Revolution nicht zu verhindern; denn er überschaute die Verhältnisse nicht. Wenn er der Bewegung Herr wurde, so verdankt er es der brutalen Gewalt und den innern Widersprüchen des Aufstandes, an denen dieser scheiterte.

(Schluß folgt.)

Der Rekrut.

Tagebuchblätter eines Offiziers von Cajetan Binz.

Vierter Tag.

Obschon ich mir vorgenommen habe, mein Unrecht Füsilier Weingart gegenüber wieder gutzumachen, habe ich ihn heute morgen von neuem tadeln müssen. Schon nach der ersten Arbeitsstunde kam er wie ein Mädchen zu mir und klagte über Kopfweh und Uebelkeit. Es ist ganz klar, daß ich ihm Schwäche und Weibischkeit vorwarf, diesmal mit Recht, und daß ich ihn unbarmherzig wieder zur Arbeit schickte. Ein bischen Kopfweh hat noch keinen Menschen getötet, und gar ein Soldat kümmert sich nicht darum.

Ich habe in der Theoriestunde mit dem Zuge gerade diesen Fall besprochen. Ich setzte den jungen Leuten auseinander, daß es für einen Soldaten eine Schande sei, wegen des kleinsten Unwohlseins ins Krankenzimmer zu rennen. „Der Soldat ist Herr über jede Krankheit," fuhr ich in meinem Vortrage fort. „Wenn ein Unwohlsein, ein Schmerz an ihn kommt, so schüttelt er sich und denkt nicht daran. Nur Weiber heulen bei jedem Kritzlein und Stichlein. Ich will nicht, daß einer in meinem Zuge während des Tages krank wird. Jeder soll sich zusammennehmen, dann hält er es auf alle Fälle aus bis am Abend zur Krankenuntersuchung." Und indem ich die Sache ein wenig ausschmückte, erzählte ich den über diese Auffassung etwas erstaunten Rekruten, wie in meinem Bataillon ein Soldat mit einer schweren Lungenentzündung ein dreitägiges Manöver mitgemacht und sich erst nachher krank gemeldet habe, welche rühmliche, tapfere Soldatentat jeder Kompagnie der ganzen Division am Hauptverlesen mitgeteilt wurde.

„Ihr alle sollt solche Soldaten werden," schloß ich meine Theorie, „dann kann das Vaterland auf Euch zählen und Ihr rechtfertigt sein Vertrauen in den gefährlichsten Lagen!"

Während die Unteroffiziere die Soldaten wieder zur Ausbildung führten, spazierte ich im hellen Sonnenscheine ein paarmal den Exerzierplatz auf und ab, immer noch erfüllt von meiner Unterrichtsstunde, die mir vorzüglich gewesen zu sein schien. Es freute mich ungemein, auf ganz allgemeine, indirekte Weise dem Füsilier Weingart die Leviten gelesen zu haben, obschon ich mir diese Freude nicht recht zu erklären wußte, war dieser junge, schöne Mensch mir doch in diesen zwei Tagen so sehr ans Herz gewachsen, daß es mir unmöglich schien, auch nur eine Stunde lang bei seiner Abwesenheit den Zug zu unterrichten.

Aber es muß mir schon möglich sein, denn seit heute nachmittag liegt er fiebernd im Krankenzimmer. Er fiel zusammen, als ich seine Haltung mir ansah. Als ich zu ihm trat, fragte ich gleich nach seinem Befinden, worauf er tapfer antwortete, es werde schon gehen. Aber sein schönes Mädchengesicht war ganz blaß und die Augen glänzten so feucht und groß, daß ich erschrak. Kaum daß er eine Minute stillestand, trat ihm in schweren Tropfen der helle Schweiß auf die Stirne. Und dann, auf einmal, fiel er wie ein Klotz. Ich kann nicht sagen, wie mir in jenem schrecklichen Augenblick zumute war. Ich weiß nur, daß mich ein Schwindel packte, so daß ich rasch einige befreiende Schritte machen mußte. Dann aber wandte ich mich zu dem leblosen Körper, öffnete den engen Kragen des Waffenrockes und legte den schönen Jünglingskopf in die Arme des herbeigeeilten Korporals, nachdem ich ihm das Käppi abgenommen hatte. Was soll ich noch weitererzählen? Die Sanität kam und trug den armen Menschen ins Krankenzimmer. Und drunten auf dem Exerzierplatz ging die Arbeit weiter, als ob nichts geschehen wäre. Mir aber zog es die Kehle zusammen und das schwere Gefühl einer großen Schuld drückte mich nieder. Meine Theoriestunde kam mir in den Sinn und plötzlich schien mir alles verkehrt, was ich gesagt hatte.

Es ist nicht wahr, man darf die Menschen nicht bis zum Letzten auf dem Plane behalten! Sonst sterben sie einem weg. Wenn doch nur der Arzt wüßte, was dem Fiebernden fehlt! Diese grauenhafte Ungewißheit reibt mich auf. Wenn Weingart sterben würde! Es wäre meine Schuld und ich dürfte mein Lebtag nicht mehr froh sein. Welch schwere Verantwortung lastet auf einem kleinen Leutnant!

Fünfter Tag.

Füsilier Weingart fiebert weiter. Er hatte eine schwere Nacht. Der Wächter sagt mir, daß er in wirren Worten von Vater und Mutter, von seinem See und den weißen Schwänen, von hundert feinen Büchern mit goldenen Schnitten phantasiert habe. Weingart ist Student der Philosophie, Weingart ist Pfarrerssohn. Das weiß ich seit heute

In einer deutschen Flugzeugfabrik: Lackieren der mit Stoff bespannten und farbig bemalten Tragflächen.

morgen; ich schäme mich, weil ich mich nicht früher darum bekümmert habe.

Der Tag ist mir grauenhaft lang. Ich bin nicht fähig, etwas Rechtes zu tun. Ich gehöre an das Bett des Kranken. In jeder freien Minute bin ich droben. Da liegt er, der schöne, liebe Junge und arbeitet so schwer. Sein Gesicht ist gerötet und die Nase ist ganz schmal geworden, wie bei einem Toten. Oft hustet er, ohne eine Befreiung dabei zu haben. Er erzählt viel von zwei weißen Schwänen, die im wogenden Schilf ihr verborgenes Nest haben. Und einmal sagt er: „Zu Befehl, Herr Leutnant, ich will sterben!" O meine Schuld, meine große Schuld!

Sechster Tag.

Seine Fieber wollen nicht abnehmen. Er wird dünn und durchsichtig wie eine Lilie. Sein Husten schmerzt mich in die Seele hinein. Der Arzt sagt, er sollte ins Spital überführt werden. Aber er könnte unterwegs sterben; denn das Herz ist schwach. Ich höre es kaum schlagen, ich spüre kaum den Puls, wenn ich die Hand des Kranken halte.

Mein Zug bleibt in der Ausbildung zurück. Aber ich kann keinen klaren Gedanken fassen. Stundenlang gehe ich auf dem Exerzierplatz hin und her, ohne zu bemerken, was gearbeitet wird. Der Herr Instruktor ist unzufrieden mit mir und hat mich heute schon zweimal getadelt. Es kränkt mich nicht. Wenn nur mein Liebling gesund würde, er, der durch mich so krank geworden ist.

Siebenter Tag.

Mein Weingart war der erste. Aber nun fallen sie wie die Fliegen im giftigen Gas. Jede Stunde vermehrt die Zahl der Kranken. Die Kaserne verwandelt sich in ein Lazarett. Die Grippe huscht über die sommerlichen Schweizergaue. Sie haucht den gesunden Menschen ins Gesicht, also daß sie umfallen und schwer krank mit dem Tode ringen. Die Grippe hat tausend und abertausend grüne, knöcherne Töchter mit verpestetem Mundhauch. Die jagt sie in die hintersten Winkel der Städte, auf die einsamsten Höhen des Gebirges. Und überall legen sich die Menschen hin und ringen um das Leben. Tausende sind plötzlich krank. Die Arzneien fehlen; die Aerzte stehen vor einem Rätsel; die grüne giftige Frau mit dem verpesteten Mundhauch hat sie heimtückisch überfallen und überrascht.

Ein Angstschrei geht durch die Schweiz. Die Menschen fliehen sich, schließen sich ein. Aber die grüne knöcherne Frau hat rote Augen wie giftige Schlangenzungen und findet überall ihre Opfer. Die jungen Menschen sterben dahin gleich Blumen im Frost. Särge, Särge und wieder Särge werden durch die Straßen gefahren. Und die giftige Frau bläst ihre Todestropfen mit höhnischem Grinsen ununterbrochen dem blühenden Leben ins Gesicht und das blühende Leben wird blaß und wälzt sich schluchzend dem Grabe entgegen.

Mein Weingart, der tapfere, der starke, fiel zuerst. Nun rücken noch dreißig Mann der Kompagnie aus. Jeden Augenblick fährt das Krankenautomobil vor und holt die Schwerkranken ab. Auch ihn haben sie weggenommen. Nun liegt er im Bürgerspital mit seinem hohen Fieber. Eine Lungenentzündung schüttelt seinen Leib, nimmt ihm den Atem und zerreißt in wilden Schmerzen seine Brust.

Der Arzt glaubt nicht, daß er noch einmal zu sich kommt.

Achter Tag.

Füsilier Weingart ist heute morgen um vier Uhr im Bürgerspital gestorben. Mea culpa, mea maxima culpa.

Neunter Tag.

Ich habe mich den ganzen Tag eingesperrt. Mein Herz krampft sich in heißem Schmerz. Morgen muß ich ihn begraben.

Zehnter Tag.

Gott hat ihm einen herrlichen Tag gegeben für seine letzte, traurige Fahrt. Acht Kameraden begleiteten den toten Füsilier Weingart in seine schöne Heimat am Gestade des Bielersees. Es war ein unsäglich ergreifendes Bild, wie der schwarze Sarg, gefolgt von acht blutjungen Soldaten, von Biel aus durch das helle Sommerland fuhr. Das Korn stand hoch zu beiden Seiten der Straße, roter Mohn brannte darin und zitterte im leisen Hauch des Nordwinds. Aber vor dem schwarzen Wagen schienen die Halme sich zu neigen und der Mohn schloß weinend seinen roten Kelch. Die Hufe des Rößleins schlugen klingend die harte Straße, so daß die Lerchen aufschraken und singend dem Wagen das Geleite gaben. Das war ein gar feines, ergreifendes Trauerlied. Es tönte weit in die Runde und stimmte alle Kreatur ganz feierlich. Bis in alle Ferne trauerte die Erde mit. Der Himmel senkte sich tief auf den See, als wollte er in seinem klaren Auge Trost finden. Er war ganz zartblau, just wie das Weiße in den Augen des Verstorbenen gewesen war. Eine einzige Wolke segelte dem Berge nach, als gäbe sie dem schwarzen Zuge das Geleite. Im Wasser glitt ein schlankes weißes Segel und folgte schweigend dem stillen Toten.

Durch manches Dörflein rollte der dunkle Wagen. Aber jedes hüllte sich zum Zeichen der Trauer in ein grenzenloses Schweigen. Die Hunde verstummten und die Kinder kreischten nicht mehr. Und die breiten Seeländerbauernhäuser duckten sich und verhüllten ihre hellen Fenster. Nur das Glöcklein läutete den letzten klangvollen Gruß.

Und immer weiter ging's und immer müder ward der Schritt des Rößleins. Dumpf halten die Tritte der Soldaten hinter mir. Vor mir rollte der Sarg und von Zeit zu Zeit mußte ich mir vorstellen, daß jener marmorweiße, schöne, jungjunge Mensch darin lag, den ich vor wenigen Tagen erst hatte kennen lernen. Wenn mir diese Gedanken kamen, legte es sich wie ein dunkler Flor vor meine Augen und ich sah nichts mehr von den Huldigungen der Natur. Nur die dunkle Bastion St. Peters ragte vor mir aus den

Fluten und mahnte mich mit aller Macht an die Insel der Toten.

Er schlief, er schlief, und nie mehr sagte sein schöner Mund: „Zu Befehl, Herr Leutnant.“ Er schlief, er schlief, und nie mehr wuchsen seine goldenen, seidenhaften Locken, die ich ihm mutwillig geraubt hatte. Ich konnte meine Schuld nicht wieder gut machen, nicht die Böswilligkeit des ersten und nicht den Unverstand des zweiten Tages. Er schlief, er schlief.

Das plagte mich im Weiterschreiten und so vergaß ich alles um mich, bis der Wagen plötzlich stillestand. Wir waren vor der heimatlichen Kirche angekommen; eine große Trauerfamilie erwartete den traurigen Zug.

Ich grüßte die Eltern meines toten Soldaten und versuchte, meinem tiefen Schmerze und Beileid Ausdruck zu geben. Aber die Worte blieben mir im Halse stecken, als ich die vernichtete Kraft des Vaters und die verzweifelte Mutterliebe vor mir sah.

Das Grab war aufgeworfen, meine Soldaten trugen den Sarg empor. Dann standen wir starr und stumm vor Schmerz und Ergriffenheit. Der Pfarrer und Vater beteten laut am Grabe seines einzigen Kindes. Er betete stark und mutig, bis ihm die Tränen die Stimme erstickten. Ich gab ein Zeichen und der schlanke Sarg verschwand. Und die Scholle der warmen Sommererde fiel dröhnend darauf und dieses dumpfe Geräusch hämmerte in meine Seele das qualvolle Bewußtsein der Schuld.

Ich hielt es nicht mehr aus unter den schwarzen Menschen. Rasch nahm ich Abschied und befahl meinem Korporal, die Mannschaft sogleich nach Biel zu führen.

Ich aber wandte mich ganz allein dem See zu, der immer heller zu leuchten begann. Trauerweiden bogen ihre schlanken Ruten in die klare Flut. Ich erreichte eine Stelle, wo die Weiden ein gutes Stück des Wassers mit ihrem hellgrünen Laube abgrenzten, so daß sie eine kleine nasse Grotte bildeten. Da legte ich mich nieder und rang nach Ruhe. Weit auf dem Rücken ausgestreckt, hatte ich das zarte, grüne Blätterdach über mir, durch das wie ein feines Seidentuch der blaue Himmel schimmerte. Und hier dachte ich noch einmal das ganze Erlebnis der letzten Tage durch. Und immer stärker wurde ich meiner Schuld bewußt, aber ich fühlte auch, wie ich sühnen konnte. Morgen neu anfangen mit der schweren, verantwortungsvollen Arbeit! Und von morgen an nichts mehr tun, ohne an den toten Füsilier Weingart zu denken. Ja, das war die Sühne. Und so wurde mir der tote Ankläger zum lebendigen Stern, der alle meine Taten segnete.

Freudig aufatmend erhob ich mich. Ein glühendes Verlangen nach der kühlen Flut kam über meinen heißen Körper. Ich zog mich aus und schwamm in die blaue, weidenumrankte Grotte hinein. Auf einmal teilte sich die grüne Weidenwand und weiß und leuchtend glitten zwei wundervolle Schwäne an mir vorüber. Da wußte ich, daß es die weißen Freunde meines toten Soldaten waren, und freudvoll grüßte ich sie und nahm sie als ein Zeichen von ihm, der mir nicht zürnte.

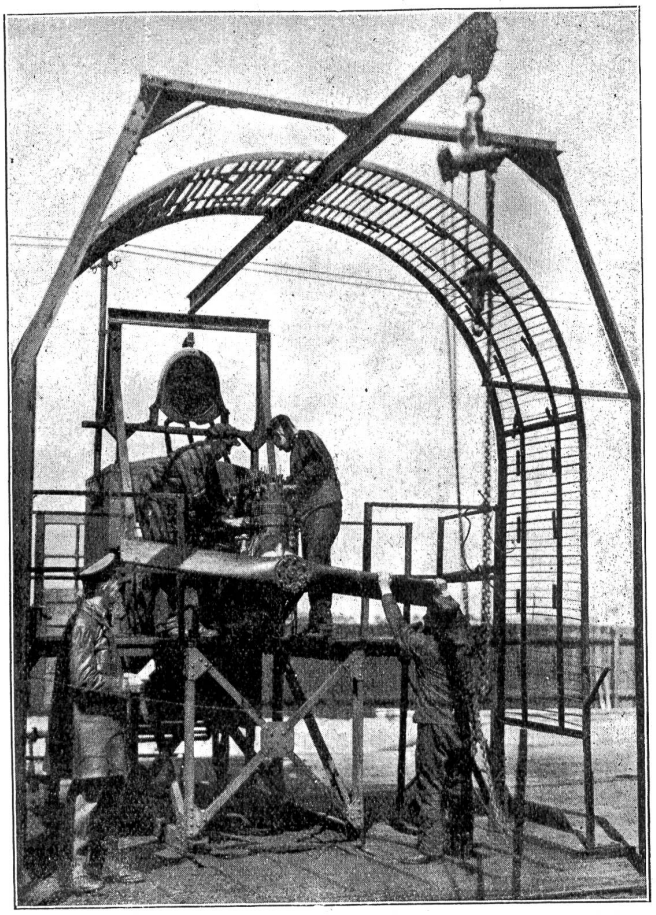
Auf dem Heimweg aber gaben sie mir ein gutes Stück das Geleite, bauschten die leuchtenden Flügeldecken und bogen ihre schönen schlanken Hälse mir entgegen. Und als ihre Ruderschläge in meinem Rücken immer leiser wurden, da schlief in meiner Seele jenes harte, quälende Wort auch ein: Mea culpa, mea maxima culpa.

* * *

Hier schließe ich das Tagebuch; denn nach diesem großen Erlebnis ist alles, was noch kommt, nichtig und bedeutungslos. Nach dem Sturme spürt man den Wind nicht mehr.

Aus „Wandersprüche“ von U. W. Züricher.

Alle die Majoritäten bedrücken die seelischen Kräfte.
Bleibe dir selber getreu, auch gegen Staat und Partei.



In einer deutschen Motorenfabrik: Prüfstand für Flugzeugmotore, auf dem sie vor dem Einbau in das Flugzeug einer tagelangen Prüfung unterworfen werden. Der Prüfstand ist mit einem Gitter umgeben, das absplitternde Propellerteile auffangen soll.

Krieg und Frieden.

Bericht vom 11. bis 18. September 1918.

Nach der mißglückten militärischen Offensive Hindenburgs in Frankreich eröffnen die Zentralmächte jene „Friedensoffensive“, auf die seit Monaten englische und französische Blätter hingewiesen haben. Sie erfolgt insofern im völlig unrichtigen Augenblick, als die Entente momentan sich im ersten großen Siegesrausch befindet und eben daran ist, ihre häßlichsten Eigenschaften zu offenbaren, gleich wie Deutschland nach dem Höhepunkt von Brest seine unwürdigste Miene zeigte. Die Aeußerungen der Ententepolitiker, verglichen mit denjenigen der Alldeutschen vom Frühjahr, zeigen eine verblüffende Aehnlichkeit und beweisen, daß die sogenannte Realpolitik von beiden Lagern vertreten wird, daß beide Lager ihre Friedensprogramme je nach dem Stande der Kriegskarte ändern.

Der Kaiser hat gesprochen. Bei den Krupp'schen Arbeitern in Essen. Er stellte noch einmal die alte Mär vom Neid der Gegner und vom angegriffenen Deutschland auf und ließ sich Treue bis in den Tod schwören. Die Arbeiter sagten Ja. Denn sie stehen unter dem Belagerungsrecht. Der Kaiser nannte den feindlichen Vernichtungswillen das einzige Friedenshindernis, die Verteidigung des Besitzstandes das einzige deutsche Kriegsziel. Er wiederholte, daß die militärische Lage Deutschlands vor Jahren schlimmer war als heute, pries auch die Unterseeboote, den „Wurm am feindlichen Lebensmark“. Der Kampf sei letzten Ends ein Ringen zwischen Gut und Böse. Das sagten vor Wilhelm II. auch schon amerikanische Redner, nur in umgekehr-